



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sitten und Siedlungen im Spiegel der Zeiten

Rappaport, Phillipp

Stuttgart [u.a.], 1952

VII. Die Baumasse.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82472](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-82472)

Nicht nur die Häuser an der Straße ändern sich mit den Wohnansprüchen und Gewohnheiten; sondern das neuzeitliche, schnelle Straßenleben macht mannigfache Änderungen der Straßengestaltung und -ausstattung erforderlich. Alles bedarf einer zielbewußten und einheitlichen Weiterbildung. Freilich das Wesentliche bleibt die Straßenführung und die Bebauung an der Straße in ihrer Wechselwirkung. Nur müssen wir das Ortsganze im Auge behalten: nicht die Straßenfronten bilden die Stadt, überhaupt nicht die einzelnen Straßen, sondern die kubische Masse der Bauten, die Häusergruppen, die Baublocks, die Bauzeilen zusammen.

VII. DIE BAUMASSE

Die Entwicklung geht eigenartige Wege. Das freistehende Haus, das aus Hütte oder Höhle entsteht, ist das Ursprüngliche. Aber als man sich enger zusammenschließt, gibt man bald viel von diesem Ursprünglichen auf. Betrachten wir die ältesten uns überkommenen Dörfer oder Städte, so finden wir eine enge Baumasse, aus der sich der einzelne Hauskörper kaum heraushebt. Die alten Dörfer bilden zumeist eine sehr enge Baugruppe, das Rundlingsdorf, eine oft überenge, fast ängstliche Zusammendrängung. Die Stadt zeigt sich zumeist geordneter, aber auch sie ist – schon aus Gründen des Wehrschutzes – eine Zusammenfügung *geschlossener Baublocks*. Wandert man durch die Straßen von Pompeji und stellt sich die Häuser in der alten Höhe vor, so hat man keinen Einblick in die Steinmasse der Baublocks. Sie sind allseitig völlig geschlossen, und die einzelnen Anwesen sind nur Teile dieses Gesamtkörpers. Da die Straßen im allgemeinen sehr eng sind und die Baublocks verhältnismäßig groß, wirkt die Gesamtstadt wie ein mächtiges Steinmassiv. Das tritt noch heute in den südlichen Bergstädten deutlich hervor.

Der geschlossene Baublock ist auch im Norden durch viele Jahrhunderte, eigentlich bis zum Ausgang des Mittelalters, das fast ausschließliche Element des Städtebaus. Im Gegensatz zu den meist schmalen Gassen sind die Baublocks sehr ausgedehnt. Sie umschließen außer den Häusern, Höfen und Werkstattgebäuden vielfach größere Innengärten, die nicht selten bis zum hinteren Aufschließungsweg reichen. Die Auffassung, als ob die Städte und ihre Baublocks im Mittelalter eng gewesen wären, ist mindestens für die Blütezeit irrig. Erst in späterer Zeit werden vielfach alle vier Blockseiten mehr und mehr zugebaut mit allerhand Hintergebäuden und Lagerhäusern. Auch die Parallelstraßen oder Aufschließungswege, die ursprünglich nur Zuweg zu den gärtnerisch genutzten Flächen des Baublocks sind, werden allmählich zu Wohnstraßen. Langsam treten auch Eigentumsänderungen ein mit allen Zufälligkeitsgrenzen der Jahrhunderte. Und so entsteht in langer Entwicklung der wirr parzellierte, übereng ausgenutzte Baublock. Aber man kann noch heute bisweilen Innenblocks mittel-

alterlicher Städte in ihrer ursprünglichen Anordnung sehen: Eng sind die Straßen und hoch die Häuser an den Straßen; aber im Innern der Blocks dehnen sich große, behagliche Gärten. Es ist ein eigener Frieden, der über diesen Innengärten liegt. Durch das fast ungetrennte Zusammenstoßen der Einzelgärten entsteht eine große zusammenhängende Grünfläche mit Obstbäumen, Gemüsebeeten, Zieranlagen. Die Randbebauung hält das Leben der Straße ab; über die Häuser guckt der Kirchturm in die Gärten. Es ist eine Welt für sich. – In der Zeit der Stadterweiterungen oder Stadtanlagen um 1800 pflegen die Baublocks noch weiträumiger zu werden, da der Zwang einer einschnürenden Befestigung wegfällt. Die großen Innengärten aus der Zeit des „Biedermeier“ zeigen den Reiz schlichter Gartenbaukunst und geometrisch-harmonischer Aufteilung.

Das Abgekehrtsein von der Straße, das schon früher ein Vorteil des Blockinnern ist, ist heute bei zunehmendem Verkehr immer bedeutungsvoller geworden. Ist der Block hinreichend groß und zusammenhängend mit Gärten ausgefüllt, so pflegt man bisweilen die wertvollsten Wohn- und Schlafräume an diese Gartenseite zu legen. Größe und Form des Baublocks spielen hierbei eine wesentliche Rolle. Seit wir angefangen haben, *spekulativen* Städtebau zu treiben, und die Größe der Baublocks und Baustellen mit dem Zentimetermaß gemessen wird, ist das Innere der Baublocks für solch Ruheland oft zu klein. Und doch bieten manche Innenflächen mit einigen Bäumen oder etwas Grün einen ungemein wohlthuenden Gegensatz zur lärmenden Straße. Aber die großstädtische Spekulation hat allmählich auch hier alles zerstört. Anstelle der Gartenfläche des Innenblocks erheben sich Seitenflügel und Hintergebäude. Was übrig bleibt, sind enge, asphaltbedeckte Höfe; auch diese sind zum Teil noch mit Schuppen, Wagenremisen und dergleichen ausgefüllt, da die Bauordnung eine eingeschossige Überbauung bis zu 50 Prozent der Hoffläche – bisweilen bis 100 Prozent – gestattet. Schachtartig liegen diese Höfe in dumpfer Tiefe. Die Hoftür erregt hallenden Lärm; alle „Wohlgerüche“ durchziehen diese Enge. In der heißen Sommernacht wird ein offenes Fenster zur Unmöglichkeit, ein geschlossenes ist noch schlimmer. Da sind Zimmer, deren Fenstern eine Brandmauer in drei bis vier Meter Abstand gegenüberliegt; ewige Dämmerung herrscht in diesen Räumen. Da sind Tausende von Erdgeschoßwohnungen, die niemals ein Sonnenstrahl erreicht. Der allseitig geschlossene Baublock ist als Objekt der zügellosen Spekulation zum städtebaulichen Unsinn geworden. Aber anstatt nun das Übel bei der Wurzel zu packen: die Baustellen zu vergrößern, die Innenbauten fortzulassen, sich auf eine Randbebauung zu beschränken; da fängt man draußen in den Vororten an, die Randbebauung zu unterbrechen, die geschlossene Straßenzeile aufzulösen in Doppelhäuser oder Gruppenhäuser. Auf dem etwas billigeren Bauland draußen salviert man seine Seele durch solch offenere Bauweise, während für die Hunderttausend oder Millionen drinnen die überengen und dumpfen Höfe bestehen bleiben.

Im ganzen betrachtet, ist die *Anordnung von Doppel- und Gruppenhäusern* rings um einen Baublock nicht etwa das alleinige Heilmittel der Auflockerung. Gewiß kann die Aufteilung der Baureihe in Doppelhäuser bisweilen erwünscht sein, und ebenso kann die Anordnung von Doppelhäusern anstelle von zu kleinen freistehenden Einfamilienhäusern zweckmäßig sein. Aber zahlreiche Doppelhäuser in immer gleicher Aufreihung wirken in der Mehrzahl der Anordnungen langweilig und wesenlos. Die sich ständig wiederholenden Baulücken lassen keine geschlossene Wirkung aufkommen, selbst wenn das durch Grünanlagen versucht wird. Die Baulücken bieten auch dem Wind reichliche Anfallmöglichkeiten, so daß es im Gebiet dieser Bauweise häufig kein geschütztes Fleckchen gibt. Die lockere Bauweise verführt auch leicht dazu, für die Straßenführung eine willkürliche, kurvenreiche Anordnung zu wählen, die sich mehr für einen englischen Garten als für eine städtebauliche Gestaltung eignet. Darin liegt einer der Hauptgründe, aus denen viele der neueren Siedlungen jene straffe, zwingende Anordnung vermissen lassen, die in den Städten aller klassischen Epochen so überzeugend wirkt. Bei den neuen Siedlungen fehlt oft die schlichte Klarheit der Gesamtgestaltung; sie bestehen nicht selten aus einer verschwommenen, molluskenhaften Masse sich windender Straßen. Das ist keine Stadt, sondern eine Menge von Häusern, eben eine „Siedlung“ in des Wortes unsympathischer Bedeutung.

Will man den Baublock nicht völlig schließen, so bietet statt einer gleichmäßigen Fülle von Doppelhäusern die *Anordnung größerer Hausgruppen* eine festere Form. Drei, vier oder mehr Häuser aneinandergebaut verlangen durch ihre Länge eine gewisse Stabilität und Geradlinigkeit der Straßenführung. Sie geben dem Straßenbild eine größere Ruhe und Gleichmäßigkeit. Aber oft hat der Architekt Angst vor dieser Ruhe und Gelassenheit der Straßenform und versucht, die Reihenbebauung durch Zurücksetzung oder Vorrücken einzelner Hausgruppen zu „beleben“. Man will mit wenigen Häusern möglichst schon „Städtebau“ treiben, Bewegung in die Straße bringen, Platzanordnungen schaffen oder dergleichen. – Bei einer niedrigen, zum Beispiel zweigeschossigen Bebauung, liegt für eine Auflösung der geschlossenen Straße in Hausgruppen zumeist kein Anlaß vor; allenfalls könnte der Wunsch nach größeren Einzelgärten unmittelbar beim Haus der Grund sein. Wählt man eine Auflösung in Hausgruppen, dann soll man damit aber möglichst in der Straßenflucht bleiben und nicht durch Vor- und Zurückrücken einzelner Bauten das Bild unruhig machen. Für eine dreigeschossige Bauweise kann unter Umständen eine Aufteilung in größere Gruppen zweckmäßig sein, weil sie der Bauweise das zu Hohe und Schwere nimmt. Umgekehrt ist bei vier- oder mehrgeschossiger Bauweise die Aufteilung in Hausgruppen zumeist untunlich, da die hohen, fast fensterlosen Seitengiebel das Schwere dieser Bauart viel mehr in Erscheinung treten lassen als durchgehende Straßenfronten.

In den letzten Jahrzehnten geht man dazu über, die Bebauung – besonders die Wohnbauten – nicht mehr als Teil eines Baublocks aufzufassen, sondern die Baugruppe als selbständiges Element zu betrachten. Es entsteht der *Zeilenbau*. Die ganz wenigen Beispiele des Mittelalters, zum Beispiel die Fuggerei in Augsburg, haben zu ihrer Zeit keine weitere Verbreitung gefunden. Je zwei Bauzeilen können von *einer* Straße beziehungsweise *einem* Wohnweg bedient werden; oder jede Bauzeile hat als Zugang ihren eigenen, entsprechend schmaleren Wohnweg. Eingehende Untersuchungen haben ergeben, daß die Kosten für Straße und Leitungen beim Zeilenbau nicht billiger sind als beim Baublock. Die Leser werden vielleicht erstaunt sein, daß hier die Frage des Blockbaus und Zeilenbaus sachlich und nüchtern behandelt wird, während sie draußen in Zeitschriften und Büchern zu einem großen Kampfbjekt geworden ist mit dem Schlachtruf: „Hie Blockbau, hie Zeilenbau“. Eine solche kämpferische Behandlung der Dinge pflegt der ruhigen wirtschaftlichen und technischen Überlegung im allgemeinen nicht günstig zu sein. Zunächst darf hier nochmals betont werden, daß die ganze Schönheit der antiken, mittelalterlichen und barocken Städte den *Blockbau* zur Grundlage hat. Ganz so verfemt also wie manche Heutigen tun, kann dieser Blockbau wohl nicht sein. Auch bei ihm die Himmelsrichtungen, die Höhenlagen, die Beschäftigung der Bevölkerung und alle sonstigen städtebaulichen und klimatischen Eigenheiten zu berücksichtigen, ist also Jahrtausende hindurch gelungen und muß auch heute gelingen können. Selbstverständlich haben wir in Fragen der Hygiene heute eine andere Auffassung als früher und müssen mithin auch andere Mittel zu ihrer Durchführung verwenden. Das schließt aber durchaus nicht aus, daß wir einen Grundbestandteil des Städtebaus in der Wandlung nach heutiger Auffassung weiter verwenden und ihn auch den heutigen Ansprüchen entsprechend gestalten. Es wird auch vielfach übersehen, daß Blockbau und Zeilenbau gar kein so schroffer Unterschied sind, wie es die Übereifrigen glauben machen wollen. Wenn ein offenes Geländeviereck mit vier Straßen, also ein Baublock, nur an zwei Längsseiten bebaut wird und die Kopfseiten, sei es der Himmelsrichtung wegen, sei es der besseren Belüftung wegen, unbebaut bleiben, dann ist es eine Doktorweisheit, zu entscheiden, ob das nun ein offen bebauter Baublock oder Zeilenbau ist. Zweifellos aber haben die Zeilenbauten, wie sie heute etwas hart in die Umgebung der Städte hineingestellt werden, auch städtebauliche, wirtschaftliche und rein ästhetische Nachteile, die man nicht verschweigen darf. Zunächst haben die Zeilenbauten den offensichtlichen Nachteil, daß die Häuser „kein Vorn und kein Hinten“ haben, daß also Lärm und Verkehr die Bauzeile von allen Seiten umbranden. Sie haben weiter den Nachteil, daß der Wind allzu leicht und ungehindert die Bauzeilen durchbraust und damit vielfach den Wohnwert, vor allem auch von Veranden und Balkons, beeinträchtigt. Rein städtebaulich-ästhetisch haben sie weiterhin den Nachteil, daß Zeilenbau sehr leicht monoton wirken kann und

daß die Zeilen schwerer zu dem führen können, was wir im bisherigen Städtebau als Wunschbild guter Gestalter betrachtet haben, nämlich die räumliche Fassung des Straßenbildes. Zeilenbauten wirken leicht körperlos, linienhaft, langweilig (das letzte rein wörtlich genommen).

Selbstverständlich muß ein guter Städtebauer auch diese vorgenannten Nachteile überwinden können. Er muß verhindern können, daß die Zeilen im Raum „schwimmen“. Er muß auch im Zeilenbau etwas Festes und Körperhaftes trotz der leicht starren Parallelität herausholen. Daß all diese Dinge im bergigen Gelände schwieriger zu handhaben sind als in der mehr oder minder gleichmäßigen Ebene, ist offensichtlich. Das bergige Gelände in die Stadtlandschaft einzubeziehen, erfordert immer ein feines Einfühlungsvermögen. Die Gefahr, mit Zeilenbauten der Berglandschaft entgegen, anstatt mit ihr zu arbeiten, ist groß. Die antiken Bergstädte, soweit wir das heute noch beurteilen können, und vielfach auch die noch vorhandenen südländischen Bergstädte mittelalterlicher Zeit schmiegen sich mit ihren Blockgestaltungen und Dachformen dem Berg und seiner Bewegung auf das innigste, man kann sagen wie selbstverständlich, an. Von der Ferne sind bei diesen Bergstädten Berg und Stadt gar nicht zu unterscheiden. Die grauen Mauern und die braunroten Ziegeldächer fügen sich dem Steincharakter des Berges ein. Grün haben diese Städte kaum; selten hebt ein einzelner Baum sich aus dem Grau und Rot heraus. Die Berge des Appenin, an die sich die italischen Landstädte anklammern, haben keine steilen, senkrechten Zacken, sondern mehr massige, horizontal gelagerte Rücken; und mit diesen gehen die horizontalen Linien der Bauten überein.

Diese Harmonie des Zusammenklangs zwischen Berg und Stadt, sowohl in der Form wie in der Farbe, ist vielen südländischen Orten auch heute geblieben. Die Kirchtürme, das Typische all dieser Städtchen, ragen nicht so weit aus der Häusermasse heraus, daß damit die horizontale Linienhaftigkeit unliebsam gestört würde. Im Gegenteil, sie geben den Orten ihren rhythmischen Akzent. Etwas betonter sind nur der Palazzo oder das Municipio, um die sich der geduckt gelagerte Ort oft schart. Aber sonst hebt sich kaum eine Unterbrechung oder ein klar erkennbarer Straßenzug aus der scheinbar übereinander geschichteten Steinmasse heraus. – Die mittelalterlichen Städte des Nordens zeigen sich hierin wesentlich anders. Sie türmen sich von außen gesehen unterbrochener, wirrer, man möchte sagen, auffälliger empor. Eine Reihe von Kirchtürmen und von Wehrtürmen, wohl auch Türme des Rathauses oder größerer Zunfthäuser lassen das Bild aufgelöster erscheinen. Oft sind die einzelnen Straßen, Gassen oder Treppen zu erkennen, die den Berg entlang- oder hinaufklettern. Auch die steilen Dächer wirken auflösend.

Im ganzen tritt in bergigen Städten der Antike wie des Mittelalters der einzelne Baublock als selbständiges Element zurück. In den Städten der Ebene dagegen tritt der *Baublock als Element der Stadtbildung* weit klarer hervor.

Erst in neuerer Zeit gesellen sich die aufgelockerte Einzelbebauung und das Grün als weitere Elemente hinzu. Die antiken Städte der Ebene sind zumeist völlig von den Gruppen der rechteckigen, wenn nicht gar quadratischen Baublocks beherrscht. Diese ernste Form entspricht der Auffassung der antiken Menschen. Man sucht nicht nach Kurven und Krümmungen, wo kein zwingender Anlaß vorliegt. So wenig die Stadt als Ganzes auf dem Reißbrett erklügelt ist, so sehr weiß man um den Wert der geraden Linie und des rechten Winkels. Neuere Untersuchungen haben in die griechischen Städte viel hineingeheimnißt von bestimmten Schwinkeln, Blickabständen und dergleichen. Ob es nicht etwa so ist wie mit den Goethischen Gedichten, bei denen eine ewig untersuchende Nachwelt Tausende von Regeln und Absichten unterstellt, anstatt sich vor dem künstlerisch-schaffenden Genie eines Großen zu beugen!

In der *langsam entstandenen* mittelalterlichen Stadt ist die Straße das Primäre, wie sie sich allmählich aus dem Fußpfad oder Karrenweg entwickelt. Der Baublock dazwischen ergibt sich in mannigfacher Unregelmäßigkeit. Aber gerade dadurch verleiht er der Stadt die Eigenheit. Wer die deutsche Geschichte vom Ausgang der Völkerwanderung bis zum Ausgang des Mittelalters beobachtet mit ihren mannigfaltigen Strömungen, mit ihrer Unausgeglichenheit, mit ihrer wilden Kraft und ihrer zarten Frömmigkeit, der findet in der deutschen Stadt dieser Zeiten ein getreues Bild all dieser Verschiedenartigkeit. – In den mittelalterlichen Städten *einheitlicher Gründung* herrscht an sich der regelmäßige, rechteckige Baublock vor. Es ist fast ein Geheimnis, wie diese Städte trotzdem voll sind der feinsten Unregelmäßigkeiten und malerischen Reize, wie an keiner Stelle Gleichförmigkeit oder Langeweile aufkommt.

In den Städtegründungen der fürstlichen Zeit ist der große Baublock das Element der Stadt. Die uniforme Bauweise läßt den Baublock als Einheit viel deutlicher hervortreten. Geht man durch die erhaltenen Teile der Städte dieser Zeit, etwa durch Ludwigsburg, Ansbach, Krefeld, so achtet man gar nicht auf das einzelne Haus, sondern der Baublock als Ganzes tritt in die Erscheinung. Kein Haus drängt sich vor dem anderen vor; die Stadt ist Ausdrucksform einer gleichgerichteten Beschaulichkeit oder – befohlenen Gleichrichtung. Wenn ja einmal einer aus der Übereinstimmung herauswill, kommt ein mehr oder minder deutlicher Befehl des „gütigen“ Landesherrn: So hast Du zu bauen! – Zu keiner anderen Zeit ist der Baublock so einheitlich Körper geworden als in diesen Städten der fürstlichen Bauepoche. –

Das bleibt mit gewissen Abwandlungen so bis etwa um die Zeit um 1850. Die kleinen Städte gerade dieser Zeit wachsen aus der Gleichmäßigkeit der inneren Einstellung, ohne fürstlichen Zwang zu einheitlicher Form zusammen. Man will in dieser friedlichen Zeit nicht mehr scheinen, als man ist. Man betraut seinen örtlichen Meister mit dem Bau; und der weiß nichts Fremdes und Böses, wenn auch nichts Großartiges und Individuelles. So reiht sich ein Haus an das

andere, nicht von den gleichen Bauherrn und nicht von gleicher Hand; aber alle aus dem gleichen Willen und der gleichen Grundauffassung. Und diese Stein und Putz gewordene Zurückhaltung ist durchaus nicht ohne künstlerische Eigenart; ganz im Gegenteil, es liegt ein tiefes Kunstempfinden in den schlichsten Baugruppen dieser Zeit. Nicht nur, daß die Baukörper geschlossen und proportioniert sind, auch die Anordnung der Fenster und Türen, die Führung der Gesimse und Profile, die Durcharbeitung der Gitter und Einzelheiten ist von hohem Reiz. Mensch, Zeit und Kunst gehen miteinander, sind *eines* Geistes. Man baut sich sein Wohnhaus, tut das mit Ruhe als etwas Wichtiges, wie man seine Familie aufbaut. Man holt keinen Studierten einer fremden Hochschule, um dies Haus zu entwerfen. So wächst das einzelne Haus und der ganze Baublock aus den heimischen Kenntnissen und örtlichen Erfahrungen heraus; ist bodenverbunden, sachlich, ungekünstelt in einer unbewußt selbstverständlichen Art.

In der folgenden Zeit der Großstadtwerdung bleibt der geschlossene – mehr als geschlossene – Baublock das Element der in nie gekannter Eile wachsenden Stadt. Und in den einfacheren Vierteln zeigt er auch eine gewisse Einheitlichkeit. Aber es ist die Einheitlichkeit der Langeweile und der Schablone. Vielfach baut *ein* Unternehmer einen ganzen Baublock. Dann klebt man irgendwelche fertigen Stuckrosetten zu Dutzenden über die Fenster; sie sind im Dutzend billiger! Irgendwelche fertigen Stuckkonsolen hängt man in Reihen unter die Dachgesimse; sie sind im Schock preiswerter! Und über die Häuser stülpt man die untere Hälfte eines Mansarddaches, während man den oberen Teil des Mansarddaches aus Sparsamkeitsgründen fortläßt und durch ein flaches Pappdach ersetzt! – So werden diese Baublocks Ausdruck spekulativer Geistlosigkeit, gleichmäßiger Kümmerlichkeit. Viel anders wird es auch nicht, wenn man die Baublocks in den „besseren“ Quartieren vornehm „herausputzt“ (dies Wort ganz wörtlich). Die Reihen von Stuck-Karyatiden und Stuck-Satyrn, von Putz-Löwen und Putz-Adlern sind fast noch schlimmer als die traurige Öde in den einfacheren Quartieren. Das Schlimmste aber ist, daß man hier krampfhaft nach Individualität des einzelnen Hauses sucht. Es ist die Sucht, mit jedem Haus innerhalb des Baublocks auffallen zu wollen, sei es durch noch mehr Stuck, durch noch auffallendere Balkone, durch noch verzerrtere Fensterformen. Ob geistesarm oder übergeistig, jedenfalls ist der Baublock auch in dieser Epoche des Städtebaus Ausdruck seiner Zeit und seiner Menschen!

Diese Zeit und diese Menschen sind zerrissen durch eine Kluft. Auf der einen Seite eine Masse, die sich selbst Proletarier nennt, auf der anderen Seite eine Gruppe, die sich selbst den Namen „Herrschaft“ gibt. „Aufgang nur für Herrschaften.“ Man muß sich diese Aufschrift am Eingang Berliner „hochherrschaftlicher“ Häuser immer wieder vor Augen halten, wenn man diese Zeit um 1900 und ihren Städtebau begreifen will. – In dieser Zeit des spekulativen Städte-

baus ist der Zusammenhang mit der Natur, die Wechselbeziehung zwischen Mensch und Natur verlorengegangen. In dem Häusermeer werden Park und Grünanlagen durch den Oleandertopf und die Bohnenranke auf dem Balkon ersetzt, Zeichen tieferer Sehnsucht. Man kann sich in die städtebauliche Gedankenlosigkeit und Seelenlosigkeit dieser Zeit heute nur schwer hineindenken.

Es folgt die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, die das Heilmittel in einer flachen, aufgelockerten Bauweise sieht und damit in das Extrem nach der anderen Seite verfällt. Und was geschieht mit dem Städtebau als Ganzes? Es klingt etwas grausam, wenn man sagt: keine Gesamtentwicklung, kein zielmäßiger Fortschritt. Eine Reihe hervorragender Städtebauer und ihre Leistungen, zum Beispiel Fritz Schumacher, Theodor Fischer, ändern daran nichts. Für den Wohnungsbau beginnt die Zeit der staatlichen Unterstützungen. Hängt damit der Mangel an persönlicher Initiative in jeder Hinsicht zusammen, nicht nur in finanzieller, sondern auch in technischer und künstlerischer? Es beginnt die Zeit der Normung und Typisierung. Soweit die Normung sich der Einzelteile annimmt, ist sie ohne Zweifel willkommen und notwendig. Aber die Typisierung von Bauten, besonders die befohlene Typisierung, wird immer umstritten sein. Doch dies ist nur *einer* der Gründe für die zunehmend mangelnde Individualität des Bauens. Weitere Gründe liegen in dem verlorenen Krieg als solchem, der Müdigkeit der Nachkriegszeit, der Notwendigkeit der Massenproduktion von Wohnungen, der gegenüber das „Wie“ zurücktritt.

Das tausendjährige Reich redet zwar viel von neuer, gesunder Bauform; im Grunde leistet es nicht mehr als eine – nicht immer ganz ungeschickte – Imitation der Bauformen „um 1800“. Was man in phrasenreichen Veröffentlichungen als neuen Stil preist, konnte niemals ein Stil werden, da sich wirkliche Stilformen immer nur aus der inneren Wahrhaftigkeit einer Zeit entwickeln können.

Und nach den Zerstörungen des zweiten Weltkrieges ist die Wohnungsnot wohl die erschütterndste aller Nöte, und der Wohnungsbedarf fast unvorstellbar groß. Der stark überwiegende Teil der Bautätigkeit bleibt von öffentlichen Beihilfen abhängig. Fast alle Wohnungsbauten passieren damit eine öffentliche Baukontrolle. Ob diese staatlichen und kommunalen Stellen wirklich fähig sind, Projekte zu prüfen und zu verbessern, ist eine oft offene Frage. Aber weit auffallender ist die Tatsache, daß die eingereichten Entwürfe in der überwiegenden Mehrzahl eine bewußte Eigenart, ein echtes Können, einen Mut zum zeitbedingten Fortschritt vermissen lassen. Das setzt schon beim Lageplan ein: Straßen wie gewundene Parkwege, langweilige Ketten sich immer wiederholender Doppelhäuser. Weichheit in allen Anordnungen. Die Verfasser scheinen Angst vor der geraden Linie und vor dem rechten Winkel zu haben. Und vollends schlimm ist es, wenn sie „in Städtebau machen“. Dann ordnen sie bei dreißig Häusern konkave Straßenseiten, Plätzchen, Vorsprünge und Rück-

sprünge an. Kurz das ganze Vokabularium städtebaulicher Hochschulsemeister wird auf kleinster Fläche angewendet. Und in den Haustypen erscheinen die überlieferten Ladenhüter alter Schubkästen; zu kompliziert und detailliert für unsere arm gewordene Zeit.

Auf der anderen Seite sprudelt es über von neuen Baukonstruktionen, neuen Bauarten, neuen Baustoffen, Fertighaus-Vorschlägen und so weiter. Jeder Techniker, der nicht recht beschäftigt ist, „erfindet“ etwas. In einem der Bundesländer werden zwischen 1945 und 1950 wohl an 600 neue Decken und an 200 neue Bauarten zur Prüfung vorgelegt. Man ist oft erschüttert über diesen Erfinderwahn und möchte sagen: warum einfacher, wenn es komplizierter geht. Von all dem Überschwang des Gesuchten und Gekünstelten wird nicht viel übrigbleiben.

Und gerade auf dem Gebiet, auf dem eine Umstellung am dringlichsten wäre, auf der Umgestaltung der Baumassen zur Verbilligung des Bauens geschieht wenig, eigentlich nichts. Man möchte bei dem an sich lobenswerten Ideal des freistehenden Einfamilienhauses bleiben. Man konzidiert allenfalls das Doppelhaus. Das Gruppen- oder Reihenhhaus ist unerwünscht. Eingeschossige Bauten mit ausgebautem Dach – auf lange Sicht die teuerste Bauweise – sind die beliebtesten. Zweigeschossige Bauten erregen oft schon ein gewisses Mißbehagen. Dreigeschossige Bauten gelten als „skyscrapers“ (Wolkenkratzer). Hier bleibt für die wirklich tüchtigen Architekten noch ein weites Arbeitsfeld für brauchbare Vorbilder und gute Erziehung. Nur in einem ergibt sich ein bleibender Fortschritt: Das ist das weiter entwickelte Verständnis für den Boden, für Gartenland und Kleingarten; für Kinderspielanlagen und Sportplätze. Die Erkenntnis für das Grün in der Stadtgestaltung nimmt zu.

VIII. DIE GRÜNLAGE

Den Bedarf an Grün im Städtebau rechtzeitig zu erkennen, ist bei dem neuzeitlichen, geballteren Städtebau besonders wichtig. Es fehlt hierin eine auf Erfahrung beruhende Überlieferung. Die Stadt hat früher kaum öffentliches Grün gebraucht; warum soll das jetzt nötig sein! Um das eine vorwegzunehmen: die Parkanlagen der fürstlichen Zeit sind nicht als Grün im Rahmen der Wohnstädte entstanden; es sind Tierparks oder Lustparks für den fürstlichen Hofhalt, zu denen die Bürger zumeist nicht einmal Zutritt haben. Daß sie später in die Stadt hineinwachsen und oft deren alleinige Grünanlage werden, ist das Glück dieser Städte, aber nicht die Anfangsbestimmung dieser Grünanlagen.

Bei Beginn jeder Wohnbautätigkeit – sei es früher, sei es in neuerer Zeit, etwa in Amerika – wird die Siedlung mitten in die Natur hineingebaut. Man schlägt das Grün ab, um Platz für seine Wohnung zu schaffen. Abwehrnot-